Niemand weiß, wie nah das Ende.

In einem Garten, so erzählt uns alte Kunde — War einst ein Greis in früher Morgenstunde — Mit Fleiß beschäftigt. Weiße Haare — Verkündeten sein Alter, denn schon achtzig Jahre — Zählt er, die ihm der Herr in Huld gegeben. — Jetzt war er dran, ein junges Bäumchen auszuheben — Und ihm auf einem Platz an sonnenwarmer Wand — Zu geben einen seinem Wachstum günstigen Stand. — Sieh da, drei junge Burschen an der Hecke standen, — Und da sie ihren Spaß am Tun des Alten fanden — So riefen sie mutwillig unserm Greise zu: — Wozu er wohl noch solche Arbeit tu'. — Er würd' von diesem Baum doch keine Früchte sehen — Sei's doch mit seinem Leben bald wohl schon geschehen. — Da schaut der Greis wie ein Prophet die Spötter an: — „Wer weiß", sagt er, „um wen's zuerst getan. — Der Tod schlägt nicht allein die alten Bäume nieder — Auch in dem jungengrün hallt seine Sichel wieder." — Die Knaben zogen nachdenklich ihres Weges weiter — Der Greis verpflanzt den Baum, blieb froh und heiter. — Und was erzählt die Mär' von jenen Dreien: — Daß sie ganz bald darauf gestorben seien — Der eine fiel im selben Jahr in blut'ger Schlacht — Der zweit' von einem Baum, ward tot nach Haus gebracht, — Den dritten rieb gar schnell ein hitzig Fieber auf, — Der Greis allein ging voran seinen Lebenslauf — Und als er hörte, wie's den Drei'n ergangen, — Hat er an jenen Baum ein Täfelchen gehangen — Drauf kurz notiert, was hier sich hab' begeben — Mit einem alten und drei jungen Leben. — Dann schrieb er drauf, den Spätern zum Gedenken: — „Gott ist's, der will des Menschen Wege lenken — Wo, wann sie enden, davon gab er keine Kunde — Nur eine Warnung: „Ihr wisset nicht die Stunde." — Ob jung, ob alt, ob vornehm, ob gering — Euch all'n dies Täfelchen die Nachricht bring': — „Der Tod kommt oftmals wie ein Dieb zur Nacht, — Drum seid bereit, und habt auf's Ende acht."

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

8) Erzählung von A. Kolping.

Wir waren kaum im Weidengebüsch angekommen, ich voran, als mein Vater plötzlich stehen blieb, wankte und versuchte, sich an dem nächsten Strauche festzuhalten. „Otto!" rief er noch. Ich wandte mich um, warf das Geld zur Erde und sprang hinzu. Bevor er völlig umsank, hatte ich ihn ergriffen. Er war blaß wie der Tod, sah höchst beängstigt aus den Augen, zitterte an allen Gliedern, und ehe ich mich's versah, schoß das Blut thur aus der Brust. Ich schrie vor Entsetzen auf und wußte auch nicht, was weiter anfangen. „Laß uns niedersitzen. Mir schwindelt es!" seufzte der Vater. Ich ließ ihn niedergleiten und kniete ihm zur Seite, sein Haupt auf der Brust haltend. Nach einer Pause erholte sich der Vater wieder. „Hole Wasser im Flusse!" bat er mit keuchender, gebrochener Stimme. Ich glitt durch die Weiden und schöpfte Wasser in die beiden hohlen Hände, da es mir an sonstigem Geschirr gebrach. Aus meinen Händen sog der arme Vater die Erquickung. Noch mehrere Male lief ich zum Flusse hinab und trug in den Händen ihm die Labung zu, als plötzlich wie vom Himmel gesandt unser Knecht, der alte Konrad, durch das Weidengebüsch daher kam. Meine Mutter nämlich, von unerklärbarer Angst befallen, hatte, wie durch eine Eingebung geterieben, den Knecht uns entgegengeschickt. Am Ende der Weiden solle er auf uns warten, wenn wir ihm nicht begegneten. Mit Hilfe des Knechtes wurde endlich der todmatte Vater nach Hause geführt. Man kann sich den Schrecken, die Angst und Betrübnis meiner Mutter vorstellen, als wir in diesem Aufzuge nach Hause gelangten. Kaum in die Schlafkammer gebracht, wiederholte sich der Anfall beim Vater wieder, so daß ich nichts Eiligeres zu tun hatte, als mich aufs Pferd zu werfen, um aus dem nächsten Städtchen den Arzt herbeizuholen. Auf diesem Ritte überkam mich zuerst eine gründliche Furcht vor der Hand Gottes, die doch nun sicher fühlbar genug auf uns lastete. Solange der Vater schaltete und waltete, gesund und kräftig dastand, auch mitten in den Stürmen, die uns umtobten, setzte ich ein unbedingtes Vertrauen auf den Vater, der uns sicher wieder glücklich aus aller Not herausführen werde. Jetzt, wo diese Säule meiner Hoffnungen gestürzt und wie zerschmettert am Boden lag, ich selbst noch keinen festen Boden unter mir hatte, weil ich keinen in mir fand, überfiel mich die Angst vor Gott. Ich fing an zu beten, aber in einer fremden, mir ungewohnten Art. Mein Hochmut, auch als ich ihn selbst in seiner Verwerflichkeit noch nicht hinreichend erkannt, hatte mich bisher im Verkehr mit Gott gehemmt, mich wahrhaft mit ihm zu befreunden. Das Herz war in seinen Tiefen verschlossen geblieben. Jetzt sollte die Not diese Tiefen aufbrechen. Ja, der jugendliche Hochmut litt damals Schiffbruch und ist auch in jener Form nicht wiedergekehrt."

Der Großvater hielt in seiner Erzählung inne. Wenn er auch äußerlich ruhig war, im Innern war er ergriffen; man hörte es an dem Ton seiner Stimme. Endlich fuhr er fort:

„Der Arzt wurde herbeigebracht, aber er gab wenig Hoffnung für das Leben und die Gesundheit des Vaters. Es nage tiefer Kummer ihm in der Seele, und der zehre am innersten Lebensmarke, meinte er. Dagegen würden gewöhnliche Heilmittel nichts ausrichten. Es war leider so. Zwar erholte sich der Vater wieder auf einige Zeit, aber bald darauf wurde sein Uebel nur um so schlimmer. Er fing an, sich auf den Tod vorzubereiten, und zwar mit der Fassung eines Christen. „Gott will es so," sagte er zur weinenden Mutter; „wir müssen uns fügen. Es bleibt dir ja unser Kind, und wer weiß, vielleicht wendet sich das Mißgeschick, wenn ich nicht mehr bin." Er sah sich fast wie ein Opfer an — der arme Mann. Stundenlang saß die betrübte Mutter an seiner Seite und betete mit ihm, und er tröstete sie dann, so gut er vermochte. Mich ermahnte er oft, doch ja der Mutter treu beizustehen, mich immer ehrenhaft und unseres Namens würdig aufzuführen und ein guter Christ zu sein. Das gewähre Halt im Leben und Trost im Sterben. Bei dem Empfange der heiligen Sterbesakramente verzieh er öffentlich und feierlich vor den herzugelaufenen Leuten allen seinen Feinden und Beleidigern von Herzen, dann ließ er alle weggehen, nahm mich ans Bett, segnete mich und betete über mich, damit Gott mich glücklicher machen möge, als er gewesen. Gott hat auch gewiß dieses Gebet erhört, aber anders verstanden, als wir es damals deuteten.

Wenige Tage darauf starb mein Vater, ergeben in Gottes Willen. Wir beteten und weinten bei seiner Leiche und bestatteten sie mit Hilfe der Nachbarn in Ehren auf dem Friedhofe der Pfarrkirche. Als wir aus dem Seelengottesdienste nach Hause zurückkehrten, zog mich die Mutter in die Kammer und schloß die Tür hinter sich zu. Unter dem Kruzifix ergriff sie mich bei der Hand und sagte mit einer Fassung, wie sie nur ein starkes Frauengemüt oft mitten in den herbsten Leiden zu bewahren weiß: „Otto! dein Vater ist nun, wie wir hoffen, in die ewige Ruhe eingegangen, und nur du bist mir zurückgeblieben für dieses Leben. Dein Vater war ein edler Mann, wenn auch Unglück auf Unglück über ihn gekommen im Leben, — kein Flecken ruht auf seinem Namen. Ich habe ihm geloben müssen, dir unsere Heimat nicht zu offenbaren, — dir unsere Verwandten nicht zu nennen, bis es Gott gefalle, alles auf seinen Wegen an den Tag zu bringen. Werde ein edler Mann in Gesinnung und Tat, damit deine Mutter wenigstens diesen Trost im Leben bewahre. Das versprich mir, Otto, hier unter dem Kreuze, das deine Väter geküßt haben im Leben und Sterben."

Ich fiel der Mutter um den Hals und versprach alles, was ich nur versprechen konnte. Daß es mir ernst war, will ich jetzt noch nicht bezweifeln. Von nun an war ich Müller, und da auch die Mutter mir in allem mit Rat und Tat an die Hand ging, so griff ich mit Lust und Liebe an. Aber unsere Verhältnisse waren schon zu tief zerrüttet, als daß meine schwache Hand sie hätte wieder in Ordnung bringen können. Dazu hatte die Krankheit des Vaters ungewöhnliche Ausgaben notwendig gemacht, und neue Termine standen in nächster Aussicht. Wo Geld hernehmen? Diesmal kam indessen der Paasmüller zu uns. Schon bei den Leichenbegängnisse des Vaters hatte auch der Nachbar sich eingefunden, neugierig die Mühle und die Wirtschaftsgebäude besehen und sich gegen die Mutter so mitleidig bewiesen, daß man meinen sollte, es habe ihn die liebloseste, harte Art gereut, mit der er den seligen Vater zu Tode gequält. Auch gegen mich benahm er sich ganz anders als früher. Er mochte wohl wissen, daß wir neuerdings in Geldverlegenheiten uns befanden. Also erschien auf einen Nachmittag der Paasmüller selber bei uns, sprach von seiner nachbarlichen Teilnahme an unserem Leid und rückte es der Mutter nahe, daß er wieder bereit sei, zu helfen, wenn wir seiner Hilfe nur bedürften. Die Mutter war erfreut darüber und nahm das Anerbieten gleich an. Sie war schon sehr froh, aus der nächsten und dringendsten Verlegenheit zu kommen. Im Laufe der nächsten Zeit sprach der Nachbar noch öfter bei uns ein und ließ von seiner rechten Art nichts blicken. Mit der Mutter ging er durch die Mühle, nach den Wiesen, übers Feld und gab Ratschläge, wie er sie für gut fand. Nur meinte er immer, es sei der Sorge und Arbeit für mich doch zu viel, und besser wäre es, wenn ich mich nach tüchtiger Hilfe umsehe, die das Geschäft verstände und worauf man sich verlassen könnte. Damit spielte er auf seinen erwachsenen Sohn, den Barthel, an, der er gern als Mahlknecht, wie er sagte, in unserer Mühle plaziert sähe. Ich hatte, ehrlich gestanden, eine unüberwindliche Abneigung gegen den Nachbar und wollte vom Barthel nichts wissen; aber wir waren schon zu sehr von dem Gelde des Paasmüllers abhängig geworden, um offenen Widerstand zu leisten. Die Mutter meinte endlich, versuchen könnte man es ja, und sie sei und bleibe doch Herrin im Hause. So kam es denn, daß der Barthel, ein würdiger Sohn seines Vaters, unter dem Namen eines Mahlknechtes, in Wirklichkeit als Müller im Hause und als Quälgeist für das Gesinde ins Haus kam. Von Stund an war jede Freude, die wir noch bisher im stillen Zusammensein gehabt hatten, verbittert. Unsere Klage beim Nachbar, die wir endlich andringen zu müssen glaubten, brachten indessen auf eine Zeitlang eine fast merkwürdige Veränderung hervor. Der rohe Barthel lat sehr gefügig und wußte sich endlich fast in das Vertrauen der Mutter einzuschmeicheln. Die Absicht kam später zutage. Der Nachbar wußte nämlich den Vorschlag, den Rest der Schuldsumme auf sich zu nehmen, damit endlich doch die Quälerei mit den Terminen aufhöre. Mit ihm allein hätten wir dann ja zu tun, und er werde gewiß ein Einsehen haben Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Vorschlag angenommen, und wir waren — im Netze des Nachbars. Er zahlte alles ab, ließ sich die Quittungen reichen, und — von Stund an war der Barthel frecher und gröber, als er je gewesen war. Er tat nicht bloß, als ob die Mühle sein eigen sei, sondern verhehlte es vor den Dienstboten auch gar nicht mehr. Jetzt erst merkte die Mutter, an welchem Abgrunde wir dahin wandelten, und ihr Mut schien darüber vollends zusammenzubrechen. In mir kochten Zorn und Unmut wider harte Gedanken zusammen. Was wir fürchteten, ließ nicht lange auf sich warten.

Als nämlich der nächste Martinitag herankam, erschien auf einen Nachmittag der Paasmüller bei der Mutter und kündigte ihr mit schlecht verhehlter Schadenfreude an, daß er doch nun auch selber daran denken müsse, wieder zu seinem Gelde zu kommen, und er fände, wie die Sachen einmal ständen, nichts für geratener und einfacher, als daß wir den Barthel, der noch im Laufe des Winters heiraten sollte, die Mühle übergäben und uns um ein anderes Unterkommen umsähen. Die Verschreibungen lauteten ja auf die Mühle, und im Grunde habe er schon überlang Geduld gehabt. Der Barthel hat dabei gestanden, als sein Vater das meiner Mutter im Stübchen verkündete, und nur höhnisch dazu gelacht. Obwohl meine arme Mutter den furchtbaren Schlag wohl früher hatte kommen sehen und hundertmal vor Gott um Kraft und Stärke gefleht hatte, so war es ihr doch, als bräche die Mühle über ihrem Haupte zusammen, daß ihr fast die Sinne vergingen. Mühsam hielt sie sich an der Tischdecke fest, die sie wie unwillkürlich erfaßt hatte, und ließ sich dann langsam auf einen Stuhl nieder. Eben trat ich in die Stube, um zu sehen, was der Paasmüller wieder im Schilde führe, als ich an dem Aussehen meiner Mutter gewahrte, was vorgefallen. Als sie mich erblickte, rief sie in einem Tone, der einen Stein hätte erweichen sollen: „O mein armes Kind!" und rang die Hände. Der Schmerz hatte sie überwältigt. „Bernd! O Bernd!" schluchzte sie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als schäme sie sich der Tränen, die ihr unaufhaltsam aus den Augen traten.

„Was ist hier vorgefallen?" fragte ich erschrocken. „Wer wagt es, meiner Mutter ein Leid anzutun?" Ich sah den Paasmüller an.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 40. Sonntag, 1. Oktober. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 1. Oktober: **Rosenkranzfest.**
Montag, den 2. Oktober: Leodegar.
Dienstag, den 3. Oktober: Ewald.
Mittwoch, den 4. Oktober: Franz.
Donnerstag, den 5. Oktober: Placidus.
Freitag, den 6. Oktober: Bruno.
Samstag, den 7. Oktober: Sergius.

Sonntagslesung.

Das größte Gebot. An diesen beiden Geboten der Liebe hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Das will heißen: alle anderen sittlichen Forderungen, wie sie im alten Testament, zumal in den zehn Geboten aufgestellt sind, hängen an diesem Doppelgebote wie an einem Haken, oder wie eine Kette an ihrem obersten Ring. Ohne die Verbindung mit der Gottes- und Nächstenliebe hängen sie in der Luft und entbehren des inneren Haltes. Der göttliche Heiland will hier die überragende Notwendigkeit und Bedeutung des Gebotes der Liebe für das wahre christliche Leben zu einer eindrucksvollen Verdeutlichung bringen. Wer keine Gottes- und Nächstenliebe besitzt, der kann überhaupt kein echter Christ sein, mag er auch einzelne Forderungen der Gebote sonst erfüllt haben. Das hat seine Anwendung besonders auf das kirchliche Leben im engeren Sinne. Es ist möglich, daß Einzelne, ganze Familien und Ortschaften, durch Sitte und Gewohnheit gehalten, was Besuch des Gottesdienstes, Sakramentenempfang etc. anbelangt, nichts zu wünschen übrig lassen, fehlt es aber an der Liebe, sowohl an der barmherzigen, wie versöhnlichen Liebe, herrschen dort Neid, Mißgunst, langjährige Feindschaften, Klatschsucht, Ehrabschneidungen und Verleumdungsgeist, dann geben diese kirchlichen Uebungen einem nicht das rechte Bild von der im Orte wirklich herrschenden Frömmigkeit. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Der Rosenkranzmonat.

Der Rosenkranz ist den katholischen Christen ein so liebes Gebet, daß viele ihn jeden Tag verrichten. Die Zeiten sind leider vorüber, selbst auf dem sogenannten frommen Lande, wo einem, ging man abends im Advent oder in der hl. Fastenzeit durch die Dorfstraße, aus jedem Hause das Rosenkranzgebet als Familiengebet entgegenschallte. Da wurde jedes Haus zum Gotteshaus.

Als wenn die Kirche fürchtete, dieses schöne Gebet als gemeinsames Gebet könnte allmählig in Vergessenheit geraten, sammelt sie die frommen Mitglieder der Gemeinde im Monat Oktober zu diesem Gebete nun im Gotteshause selbst. Die Kirche will die ganze Gemeinde mit diesem lieblichen Gebetskranze umwinden, will alle Herzen verbinden in der reinen Liebe zur Königin des Himmels, will die köstlichen Segnungen des hl. Rosenkranzes ausbreiten über die ganze Gemeinde und die ganze Gemeinde zu einer wahren Muttergottesgemeinde machen. Nur wer ein wenig nachdenkt, der wird auch finden, daß gerade diese gemeinsame Rosenkranzandacht im Monat Oktober ganz besonders geeignet ist, den guten Geist in einer Gemeinde zu pflegen. Soll man nicht ein Recht zu der Annahme haben, daß das Rosenkranzgebet ganz besonders dazu beitrage, den Einzelnen zu einem brauchbaren, nützlichen Bürger und Mitglied der Gemeinde zu machen?

Man gehe einmal in einem Dörfchen des Abends in eine solche Andacht. Da sitzen vorn in den Bänkchen vielleicht 10 bis 20 Kinder. Es ist zwar nur ein geringer Teil der schulpflichtigen Jugend. Aber wenn man die hier den Rosenkranz betenden Kinder ihren Lehrern und Lehrerinnen vorstellte und die fragen wollte, wie sie mit diesen Kindern in der Schule zufrieden seien, wir würden wahrscheinlich die Antwort hören: „Das sind unsere bravsten, fleißigsten und besten."

Und hinter den Kindern ein halb Dutzend junger Mädchen — es würde ja hoch gehen, wenn auch der eine und andere aus der männlichen Jugend erschienen wäre. Sind diese Mädchen nun nicht in der Regel die sittsamsten und eingezogensten des Dorfes? Ich glaube kaum, daß man welche davon auf jeder Tanzmusik, zu der die Trommel ruft, findet, glaube kaum, daß sie zu denjenigen zählen, für die die Mutter Sonntags bis tief in die Nacht aufbleiben muß, weil das Töchterchen noch nicht nach Hause gekommen, glaube auch kaum, daß sich die Eltern bei ihnen über arge Widersetzlichkeit und Unbotmäßigkeit viel zu beklagen haben.

Und dann kommen in den weiteren Bänken die älteren Frauen und Mütter. Ihre Zahl ist die größte. Begreiflich! Sind es doch die, die des Lebens Not und Sorge am meisten kennen, drum gern zur Mutter vom guten Rat, zu der von der immerwährenden Hülfe und zu der schmerzensreichen kommen, um Trost im Leid und Kraft zum Kreuztragen sich bei der zu holen, die selbst unter dem Kreuze gestanden.

Ich weiß nun wohl, auch gute Fräuchen können vor der Kirchtüre etwas pausen und ihrem Aerger über die Trina und die Stina ein wenig Luft machen, aber so eigentliche Klatschbasen, die an niemanden ein Stückchen heiler Haut lassen, sind doch nicht darunter. Sicher aber gehören sie zu denjenigen Frauen und Müttern, die in ihrem Hause noch das religiöse Leben pflegen und nicht über allem irdischen Schaffen es vergessen, den Blick nach oben zu richten.

Und dann noch einige alte Männer und Frauen. Ihre Zahl wäre sicher die größte, wenn nicht unter ihren Altersgenossen im Dorfe der Tod so aufgeräumt hätte. Einige von denen zählen zu den Genossen der beiden Alten, deren das Evangelium bei der Darstellung Jesu im Tempel Erwähnung tut, Simeon und Anna, die nimmer aus dem Tempel kamen, kommen doch diese Rosenkranzbeter ja auch zum Gotteshause, so oft die Glocken läuten. Einige aber knieen dort auch als Büßer, die wegen ihrer Jugendsünden sich der Mutter der Barmherzigkeit empfehlen wollen.

Man ist gewohnt, daß diejenigen, die eben aus einer solchen Andacht kommen, von dem glaubenslosen oder religiös gleichgültigen Pöbel gleich mit dem Namen „Betbruder" und „Betschwester" bedacht werden. Ob die so Betitelten aber nicht viel nützlichere Bürger der Gemeinde sind, als die Flucher und Sakramentierer und die, die bis an dem Morgen beim Kartenspiel sitzen und auf der Bierbank jede Autorität, sei sie weltlich oder geistlich, unter die Füße zerren?

Die armen Leute, sie wissen nicht, auf wen sie eigentlich bös sind. Auf die frommen Kirchgänger können sie es doch wohl nicht sein, die haben ihnen doch nichts zuleid getan! Nein, in sich und auf sich selber sind sie bös, weil ihnen die Religion, von der sie nichts wissen wollen, innerlich noch so viel zu schaffen macht.

Es ist so schön, zu denken, daß im Rosenkranzmonate sich die frommen Katholiken auf dem ganzen Erdenrunde um ihre himmlische Mutter scharen, um ihr ihre Huldigung darzubringen, sie um ihre Fürbitte anzurufen. Bleiben wir von dieser großen Gemeinschaft nicht zurück und flechten wir auch unsere Gebetsrosen in den Kranz hinein, den die Christenheit im Rosenkranz zu Ehren der Himmelskönigin im Oktober windet.

Rasch tritt der Tod den Menschen an.

Eben bogen wir in Köln in die Schildergasse, einer der belebtesten Straße der Stadt, ein. Auf allen Ecken sammelten sich schnell die Passanten und schauten mit gereckten Hälsen die Straßenzeile hinunter. Offenbar war etwas Auffallendes geschehen. Und in dem nämlichen Augenblick fuhr auch schon ein feines, gelblackiertes Auto in schnellem Tempo vorüber. In den Kissen lag, wie leblos, eine bleiche Frauengestalt, hochaufgerichtet stand neben einem Polizisten ein großer Herr, der in sichtbar großer Aufregung mit der Hand die Richtung angab, die das Auto an der Ecke des Neumarktes nehmen wollte. Die Menge hintendrein.

Uns führte der Weg gerade zu dem nahegelegenen Bürgerhospital. Vor dem Gitter standen viele Menschen, denn eben war das Auto durch das Tor gefahren. Offenbar war ein Unglück geschehen. Als wir in das Zimmer der Torschwester traten, stand diese am Telefon, die Aerzte zu benachrichtigen, und in demselben Augenblick ging auch schon eiligen Schrittes der schnell gerufene geistliche Rektor des Hauses an der offenen Türe vorüber, wahrscheinlich, um einer durch das Auto Schwerverletzten noch eben die hl. Oelung und die Generalabsolution zu erteilen.

Traurig ging ich von dannen und dachte über das flüchtig wie ein Schatten dahineilende Menschenleben und das Wort des Herrn nach: „Zu einer Stunde, wo ihr nicht daran denkt, wird der Menschensohn kommen."

Wie ruhig und friedlich, nichts ahnend, ist die arme Frau vor wenigen Minuten noch durch die Schildergasse geschritten, hatte eben vielleicht um teures Geld einige Einkäufe an Lebensmitteln für den morgigen Tag gemacht, und doch brauchte sie dafür nicht mehr zu sorgen, denn bis dahin ward ihre Lebensfrist schon abgelaufen und sie bedurfte keiner irdischen Speise mehr.

Sie hatte vielleicht eben als letzten irdischen Ton ein paar warnende Autohupruse vernommen, und schon lag sie zerschmettert unter den Rädern, und wenn sie nun bewußtlos hinüberging in das Land, aus dem es keine Rückkehr mehr gibt, tönte als nächster erster Klang an ihr geistiges Ohr das Wort des Herrn: „redde rationem villicationis tuae, Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung." Ich schauderte bei dem Gedanken: „Wie, wenn's dir begenet wäre!"

Es ist doch etwas schreckliches um so einen plötzlichen Tod! Und wie oft wird der durch die durch die Straßen rasenden Automobile herbeigeführt. Ob gerade in diesem Falle das gewesen und den Chauffeur Schuld trifft, wissen wir freilich nicht. Aber wer diese wilde Jagd über die belebten Plätze und durch die mit Menschen gefüllten Straßen manchmal beobachtet, der muß sich wundern, daß nicht noch viel mehr Unglücke geschehen, als wirklich vorkommen. Ja, man gewöhnt sich allmählich so daran, daß die Oeffentlichkeit kaum noch Notiz davon nimmt.

Wenn irgendwo ein Alpenkletterer abstürzt und da vielleicht seine eigene Unvorsichtigkeit oder Tollkühnheit mit dem Tode bezahlt, so ist das in allen Blättern zu lesen, und wenn von einem Autounfall die rücksichtslosen Fahrer selbst betroffen werden, das Auto in einen Graben gerät oder gegen einen Baum anrennt, und die Insassen herausgeschleudert werden, so wird das wohl auch mitgeteilt, zumal, wenn die Betreffenden gar noch distinguierte Leute sind. Aber wenn so ein armer, ruhig daherschreitender Wanderer totgefahren wird, so gelangt das gewöhnlich nur zur Kenntnis der nächsten lokalen Umgebung und der Verwandtschaft.

Uebrigens leben bei diesem schnellen Einherstürmen die Autofahrer aber auch von Voraussetzungen, die sie nicht ohne weiteres haben dürften. Wer sagt ihnen denn, daß ihr Hupruse und das Tuten ihres Horns nicht vielleicht an das Ohr eines halb Tauben oder Schwerhörigen dringt, der doch auch noch über die Straße gehen darf, wenn er auch ein armer Mann ist und nicht zu den Schiebern zählt, unter denen ja heute das Autofahren zumeist im Schwunge ist. Um so mehr sollten die Chauffeure vorsichtig sein, da es selbst für ein scharf aufhorchendes Ohr schwer ist, bei all dem Tuten, Schallen, Peitschenknallen, Läuten und Blasen zu unterscheiden, woher die Geräusche kommen und auf welches man zuerst achten müsse. Bedenken die Chauffeure nicht, daß der da an der Seite stehende siebzigjährige Greis nicht mehr so fest auf den Füßen, und ein schnelles Ausweichen ihm unmöglich ist?

Wir nennen diese wilde Jagd einfach eine Roheit, um so mehr, als manchmal in diesen Wagen noch pelzverbrämte feine Damen protzig angelehnt sitzen, die sicher mit der Zeit nicht zu rechnen brauchen.

Mag sein, daß der Krieg, in dem das Menschenleben fast nichts gegolten, viele Männer drauf eingestellt hat, auch im Frieden diese Mißachtung und Geringschätzung eines Menschenlebens fortzusetzen, aber ohne Frage ist es ein bedauerliches Zeichen des Rückganges dessen, was die moderne Kultur so viel gepriesen hat, der Menschenliebe und Humanität.

Es ist ein betrübender und empörender Anblick, eine feine Dame im Auto mit dem wohlverwahrten und gut gewärmten und genährten weißen Pinscher auf dem Schoße zu sehen, und auf dem Boden ein armes Menschenwesen, das die Räder ihres Wagens überfahren haben.

Wo schroff ein Vorgebirg ins Meer die Stirne schiebt
Und am gehöhlten Fuß in Schaum die Brandung stiebt
Hat seine Siedelei ein frommer Mann gebaut,
Wo seinen Horst zu bau'n der Adler nicht getraut.
Vom kahlen Baume, den der Fels mit Zittern trägt,
Sieht er dem Abgrund zu, der Todeswogen schlägt;
So oft er auf der Flut gewahrt ein schwankes Brett,
Mit Menschenleben, hebt die Händ' er zum Gebet.
Und eh'r nicht im Gebet läßt er die Hände sinken,
Bis fern das Schiff entfloh'n den Zacken und den Zinken.
Selbst hat er einst erprobt, das nun um and're tobt
Das Meer des Sturm's, da hat er dies Gelübd' gelobt.
Nicht schirmen kann er euch, noch warnen vor den Riffen,
Doch beten, daß sie Gott euch gnädig läßt umschiffen.

Einen solchen frommen Mann sollte man heute an den Straßenecken stehend wünschen, zu beten für die, die sich in die Flut der Autoschiffe begeben müssen.

Früher stellte man zum Schutze der Schiffe das Bild des hl. Klemens oder des hl. Johannes von Nepomuck auf die Brücken oder an die Landungsstellen, heute wäre es angebracht, das Bild des hl. Schutzengels fast an jede Straßenecke zu stellen.

Vornehme Herkunft.

Fr. W. Förster erzählt in seinem schönen Buche: „Christus und das menschliche Leben": ein alter Edelmann habe beim Abschied von seinem Sohne zu diesem gesagt: „Vergiß nie, daß du ein Ravenstein bist" — so hieß das Adelsgeschlecht — „wenn je die Vorsehung zu ehr- und sittenwidrigem Handeln an dich herantreten sollte, so sage dir: „So etwas tut ein Ravenstein nicht."

Der Sohn reichte dem Vater die Hand und ging, vermeinend, in diesem stolzen Wort einen Schutzmantel gegen alle Versuchungen zu besitzen, mit den besten Vorsätzen zu der weit entlegenen Universitätsstadt.

Dort besuchte er seinen Onkel, einen alten Benedictinerpater. Dem erzählte er mit Stolz das Mahnwort, das der Vater ihm gegeben.

Dem Alten flog ein Schatten über das Gesicht, und seine Augen erhebend, als wenn er in weite Ferne schaute, sagte er: „Das sind schöne Worte, aber, lieber Freund, was mächtiger ist, das ist das Leben mit seinen Kämpfen, und die können so furchtbar sein, daß sie deinen Hochmut und dein Protzen auf den Adel Ravenstein in Stücke schlagen. Wenn ich in den Chroniken unserer Geschlechter lese, so kann ich nur mit Grauen die Worte hören: „So etwas tut ein Ravenstein nicht." Sei sicher, wenn es eine Lumperei gibt, so ist sie sicher auch schon einmal von einem Ravenstein oder einer Ravensteinerinn begangen worden.

Darum vergiß nicht, welche gefährliche Erbschaft du in dir trägst. Wir haben riesige Schufte in unserem Geschlechte gehabt: heimliche Banditen, hochgeehrte Betrüger, elende Selbstlinge — die den Ehrenmännern unter uns reichlich die Wage halten, und wer von beiden Sorten der eigentliche Ravenstein ist, das weiß Gott allein."

„Hochwürdigster Herr Onkel", sagte darauf der Jüngling, „ich ahne, daß Ihr unbedingt Recht habt, aber woran soll ich mich denn nun halten? Gebt mir ein neues Vaterwort, sprecht mir einen neuen Segenswunsch, der gegen alle Kritik gefeit ist."

Der Benedictiner faßte beide Hände seines Neffen und sprach aus der Tiefe seines gereiften Herzens: „Vergiß, daß du ein Ravensteiner bist, aber vergiß in keinem Augenblick, daß du ein Gotteskind bist, und daß der Sohn Gottes auf die Erde herniedergestiegen ist, um die Menschen an diese ihre vornehmste Herkunft zu erinnern. In allem Zwiespalt des Lebens halte Gott vor Augen und im Herzen, laß dich nicht betrügen von deinem hochmütigen Ich und laß dich nicht irre machen von den Stimmen der Welt. Sei getreu bis in den Tod und er wird dir die Krone des Lebens geben."

Eine schöne Lehre liegt in dieser Erzählung für jeden Jüngling, für jede Jungfrau. Mit vollen Segeln fährt die Jugend selbstbewußt auf das stürmische Meer des Lebens. Die Jugendlichen wissen schon, so meinen sie, was sie zu tun haben. Stolz lassen sie die Segel flattern und wagen sich hinaus in die Wogen und wähnen, ihr Arm sei stark genug, sie zu teilen, und ihr Blick weit genug, um alle Klippen und Sandbänke zu vermeiden. Aber bald kommen die Stürme und legen das Schifflein auf die Seite und jagen es den Felsenriffen zu.

Sohn und Tochter sind der warnenden Stimme der Mutter mit dem kühnen Worte begenet: „Sei ohne Sorge, ich bin alt genug und weiß, was ich zu tun, wie weit ich zu gehen habe." Auf einmal aber geraten sie in eine böse Gelegenheit und in einer halben Stunde sind sie auf dem abschüssigen Sündnwege weiter gewesen, als kommen zu können sie je geglaubt haben.

So geht's immer in der Welt: „Hochmut kommt vor dem

Fall", „wer die Gefahr liebt, kommt darin um." „Die böse Gelegenheit", sagt Abraham a sancta Clara, „ist der größte Dieb, der Teufel über alle Teufe. Sie betört die Weisesten, befleckt die Keuschesten, hintergeht die Behutsamsten und verführt die Heiligsten."

Der allernächste Weg zur wahren Heiligkeit
Ist Demut auf dem Pfad der keuschen Reinigkeit.

Wohltätigkeit auf dem Lande.

Soeben lesen wir in der Rh. Volkswacht: „Aus dem Lövenicher Gemeinderat." „Der Gemeinderat nahm dankend Kenntnis von der Schenkung der verstorbenen Frau Pauli zu Gunsten der Hülfsbedürftigen zu Lövenich (15 000 M.), desgleichen davon, daß die Landwirte Kaulen und Pauli je 100 Zentner Kartoffeln zu 150 M. für die Minderbemittelten zur Verfügung gestellt haben."

Lövenich bei Köln ist eine Gemeinde von nahezu 3000 Einwohnern. Kaulen und Pauli sind zwei in der Gemeinde ansässige Gutsbesitzer. In wie vielen Ortschaften auf dem Lande mögen die Verhältnisse ähnlich liegen. Wie schön, wenn dieses Beispiel in vielen Landgemeinden Nachahmung fände.

Wir wissen wohl, daß viele Gutsbesitzer, auch besonders viele Gutsherrinnen außerordentlich wohltätig sind. Die alte Tradition ist auf vielen Höfen noch gewahrt geblieben, daß die Armen ihre Bankiers, und die Kranken ihre Küchen auf den Höfen hatten, wo die Halfen wie in alter Zeit, die benefactores ecclesiae et pauperum, die Wohltäter der Kirche und der Armen waren. Dieser Geist ist auch heute, Gott sei Dank, noch nicht ausgestorben. Aber leugnen läßt sich doch auch nicht, daß das Geld auch vielfach den Landleuten etwas den Kopf verdreht und inbezug auf ihre Pflichten aus dem Gleise gerissen hat.

Die frühere ruhige Entwickelung des landwirtschaftlichen Betriebes, bei der der Gewinn ein mäßiger war, hat, wie jeder weiß, einen so rapiden Höhenflug getan, daß auch in den Kreisen der Landwirte die Geldgier und die Hab- und Gewinnsucht vielfach Wurzel gefaßt hat; wo aber das der Fall ist, da nimmt in demselben Maße der Sinn fürs Geben ab, je mehr er auf das Kriegen und Erraffen gerichtet ist.

Es liegt nun auf der Hand, daß nicht bloß zwischen Stadt und Land sich dadurch leicht ein Gegensatz bildet, sondern auch die ärmeren Leute auf dem Lande, die die großen Kartoffel- und Weizenfelder sehen und dann gleich vielleicht zu einseitig den Marktpreis berechnen, ohne sich darum zu kümmern, was heute Pferde, Kühe, Ackergeräte, Dünger, Futter, Löhne verschlingen, murren und ihrer Unzufriedenheit in einer Weise Luft machen, die vielleicht unrecht ist, aber doch ihre böse Wirkung tut und früher oder später den reicheren Gutsbesitzern zum Bewußtsein bringt, daß nicht mit Gesetzesparagraphen und Verbänden die Welt zusammengehalten wird, als vielmehr durch die Liebe. Ist es doch vorzüglich die Liebe und zwar die opferfreudige Liebe, von welcher im gesellschaftlichen Leben alles abhängt. Nur, wer auch sein berechtigtes Streben nach irdischem Gewinn durch die Liebe regeln läßt, und der in seinem Reichtum nur ein Mittel zu voller Entfaltung dieser Liebe erblickt, der nimmt dem Widerstreite der egoistischen Interessen, der in der Welt herrscht, den Stachel.

Wenn viele von ihnen in ihren Gemeinden aber den Weg einschlügen, den die obengenannten zwei Gutsbesitzer Kaulen und Pauli in Lövenich betreten, dann würden sie dadurch der Unzufriedenheit der ärmeren Klasse ein Ventil öffnen und verhindern, daß diese Unzufriedenheit sich zu einer gemeingefährlichen Macht zusammenpressen könnte.

Ueberdies ist es Welterfahrung, daß „Reichtum als solcher nicht glücklich macht." Die Besitzenden der Welt tragen manchmal die meisten Schmerzen in ihrem Herzen, und vielleicht träufeln mehr Tränen auf den Parkettboden der Reichen, als auf den Lehmboden in der Hütte der Armen.

Die Reichen empfinden oft die größte Leere und Unruhe; die Barmherzigkeit aber, die Sanftmut, und der Frieden, welche sie über andere ausgegossen haben, wird im reichsten Maße wieder auf sie zurückfallen. Man wird sie auf Erden lieben und sie werden Kinder Gottes sein.

Von den Zeitungen.

Heute wird so viel von den Zeitungen und ihre Not gesprochen und geschrieben, daß man wohl sagen kann, die Zeitungen stehen im Mittelpunkt des Interesses. Was ist denn eigentlich eine Zeitung? Sie ist ein Mittelding zwischen einer Stimme und einem Buch. Sie ist keine Stimme, denn sie spricht unhörbar. Sie ist kein Buch, denn sie besteht aus einem einfachen Bogen Papier oder einem Blatt, das täglich oder wöchentlich in alle Welt versandt wird.

Wer ein Buch schreibt, studiert lange Zeit, überlegt hin und her, schreibt und schreibt wieder und legt seine tägliche Arbeit bei Seite, bis das ganze fertig ist. Dann läßt er es drucken und freut sich seines Erfolges, wenn 1000 Exemplare verkauft werden.

Viele kaufen ein Buch und lesen es nicht: viele lesen es halb und legen es dann bei Seite, andere wieder lesen es und verstehen es nicht. Die Sphäre eines Buches ist nicht weit, und sein endliches Schicksal ist ein Büchergestell, Staub und Vergessenheit.

Eine Zeitung hingegen klopft jeden Morgen oder jeden Samstag, Einlaß begehrend, an unsere Tür. Der Briefbote trägt sie in seiner Tasche durch Stadt und Land, Trägerinnen eilen mit ihnen durch die Straßen, an allen Ecken kann man sie kaufen.

Sie ist so klein, daß auch der Träge sie lesen mag und so frisch und klar geschrieben, daß auch der Einfältige sie verstehen kann. Sie spricht zu Tausenden auf einmal. Aus Neugierde **liest man sie und erzählt anderen, was darin steht.**

Die Zeitung besorgt für die meisten Menschen das Denken, und diese geben die aus der Zeitung geschöpften Gedanken in ihrer Unterhaltung wieder: beim Frühstück, Mittag- und Abendessen und abends beim Bier.

Die Zeitung wird zur Stimme und schallt weit und breit. Es gibt in unserer Zeit kein Mittel, um schneller, direkter, sicherer und deutlicher zu den Menschen zu reden, als die Zeitungen. Bücher zirkulieren langsam nur in engerem Kreise, die menschliche Stimme dringt nicht über den Raum einer Kirche, eines Hörsaales oder Versammlungslokales hinaus, eine Zeitung hingegen spricht überall, wohin die Eisenbahn, das Meer und die Post sie trägt. Das Zeitungsding wird zur Posaune.

Eine wichtige Persönlichkeit bei der Zeitung ist der Redakteur. Die Aufgabe eines Zeitungsredakteurs ist sehr schwierig. Sein Amt ist mehr das eines Herrschers oder Richters, als das eines Schriftstellers. Ist es doch geradezu unmöglich, daß jemand in all den politischen, volkswirtschaftlichen, sozialen, religiösen Fragen zuhause sein könnte, die in der Zeitung behandelt werden. In jeder kleinsten Zeitung stehen heute Dinge, von denen der Redakteur selbst nichts versteht. Er sollte nur immer wenigstens so viel Verstand haben, daß er für die Leser nichts abdrucken läßt, was die auch nicht verstehen.

Büchergelehrsamkeit ist für einen Redakteur nicht genug. Fühlung mit dem praktischen Leben, Menschenkenntnis, aufmerksames Verfolgen der Ereignisse und geschickte Deutung der Zeichen am politischen Horizont: all dieses ist nötig für einen Mann, der für seine Zeitgenossen denken und zu ihnen sprechen will.

Ein Redakteur muß aber auch eine hochstehende moralische Persönlichkeit sein: ehrlich, bescheiden, versöhnlich, die Gesetze der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe hochachtend und mit einem ausgesprochenen Widerwillen, irgendwie in das Heiligtum des Privatlebens einzudringen.

Macht sich der Hunger nach persönlichem Klatsch, der in der heutigen Gesellschaft so viel verbreitet ist und so viel Unheil anrichtet, auch in einer Zeitung bemerkbar, so wirft das auf den Zeitungsredakteur, aber auch auf die Abonnenten der Zeitung ein schlechtes Licht. Denn kein Mensch würde schreiben, was kein Mensch lesen möchte. Die Nachfrage nach Schmutz- und Skandalgeschichten ist darum für die Zeitung eine Aufforderung zum Angebot und das Angebot in der Zeitung reizt den Durst nach weiteren üblen Nachreden.

Es ist schlimm genug, wenn einer einen anderen haßt, aber wenn Zeitungen geradezu Haß säen, so ist das eine Volksvergiftung, wie eine größere sich nicht denken läßt.

Man sucht und forscht immer wieder nach denen, die am Kriege und seiner Verlängerung schuld sind. Man macht die und die Männer, dies und jenes Volk für den Krieg verantwortlich. Der eigentliche Sündenbock aber ist doch die Presse, denn wodurch anders sind die unversöhnlichen Kriegsgedanken in die Völker gedrungen, als durch die Zeitungen. Hätten alle Redakteure sich bei ihren Schreibereien, bei der Aufnahme von Artikeln von dem Grundsatz der Bergpredigt leiten lassen: „Selig sind die Friedfertigen, d. h. diejenigen, die nach Verständigung suchen", wir hätten den schrecklichen Krieg nicht gehabt.

Schon im Jahre 1881 schrieb der bekannte Volkswirtschaftler Georg Ratzinger: „Die Popularisierung der von den Männern der Wissenschaft vertretenen materialistischen Weltanschauung durch die Presse hat überall die innere Einheit und Einigkeit des Volkes gebrochen. Ueberall, wo man hinblickt, findet man Streit und Hader, Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, innere Zerrissenheit und äußere Spaltung. Kein denkender Mensch kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß wir vor einer gewaltigen Entscheidung stehen."

Und ein anderer berühmter österreichischer Politiker Masaryk schreibt einmal: „Oft kommen mir die Versuche und Kämpfe unserer Parlamentarier, Politiker und Nationalökonomen recht kleinlich und nichtig vor; jedenfalls werden politische und ökonomische Konzessionen, Reformen und Reförmchen die Gesellschaft nicht retten. Wer erlöste die Menschheit? Kein Politiker, kein Nationalökonom, kein Sozialist, kein Demagog. Es ist wahrhaft großartig zu sehen, wie Christus in jener politisch und sozial so hoch aufgeregten Zeit sich jeder Politik enthielt. Wie leicht hätte es für ihn bei seinem Einfluß auf das Volk sein müssen, die Gemüter durch politische und wirtschaftliche Aufregungen zu gewinnen! Aber er bringt auf Besserung der Charaktere, er dringt auf Verinnerlichung des religiösen Lebens; er will, daß die Menschen gut werden, denn er weiß, daß sie nur dann Ruhe für ihre Seelen finden."

Man schreibt heute so viel über das Sterben der Zeitungen. Schlimm wäre es nicht, wenn dieses Sterben nur diejenigen Zeitungen träfe, die ein Programm haben, das dem eben von Masaryk als dem von Christus aufgestelltem widerspricht. Um so mehr aber haben wir die Pflicht, diejenigen Blätter zu unterstützen, die mit Petrus bekennen: „Herr, zu wem wollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens."